

lichsein“ trägt. Der Park in Tilden im Präriestaat Nebraska genügt jedoch nicht für die welterobernden Visionen von Scientology: „Angesichts dessen, was L. R. H. für die Menschheit getan hat, sollte es in jeder Gemeinde auf der Welt mindestens eine Straße und einen Platz mit seinem Namen geben“ (Materialdienst der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen, 5/1997, 154).

Ist es der grenzenlos gewordene American Dream, der sich erneut in einer amerikanischen Weltbeherrschungssekte ausdrückt? Dieses Mal handelt es sich um eine völlig säkulare Weltsekte ohne Bibel und Theologie, die sich in USA

schon „Kirche“ nennen darf und der Steuerfreiheit zuliebe die Rechtsform einer Kirche auch in anderen Staaten anstrebt. Scientology ist ein Phänomen der amerikanischen Psychokultur, hat aber weder im Sinne der Theologie noch im Sinne der deutschen Rechtsordnung etwas mit einer Kirche zu tun. Scientology hat viel mit Psychotechniken, Esoterik und Versuchen der Lebenshilfe, mit Computerhörigkeit und spätkapitalistischer Kapitalakkumulation zu tun. Scientology ist eine repressive Erwerbsgemeinschaft und ein sektenhafter Psychokonzern mit destruktivem Verhalten. Scientology ist jedoch *keine Kirche*.  
*Hermann Vogt*

## Brennpunkt Universität

### Heutige Herausforderungen für die Hochschulpastoral

*Wie muß eine Seelsorge aussehen, die die Zeitgenossen erreicht und den Glauben weitertragen hilft? Vor dieser Frage steht gerade auch die Hochschulpastoral, die es mit einem besonders sensiblen, in vieler Hinsicht für gesellschaftlich-kulturelle Entwicklungen symptomatischen Arbeitsfeld zu tun hat. Der Autor des folgenden Beitrags, Stefan Kiechle SJ, war bis vor kurzem Hochschulpfarrer in München.*

Nimmt man die Hochschule als einen Brennpunkt künftiger sozialer, kultureller und geistiger Phänomene wahr, wird man verstehen, daß die kirchliche Hochschulpastoral von diesen „progressiven“ Gegebenheiten des Hochschulmilieus betroffen und geprägt ist. Weil man in den etwa 130 deutschsprachigen Hochschulgemeinden adäquat auf den Erwartungshorizont von Studierenden zu antworten versucht, wird die Hochschulpastoral auch innerkirchlich in manchem Vorreiterin sein.

Studierende müssen in einem immer größeren und unübersichtlicheren „Supermarkt“ an Angeboten ständig wählen, nicht nur ihr Studienfach und darin ihre Kurse, sondern auch ihre Freundschaften und Gruppenzugehörigkeiten, ihr Freizeit- und Konsumverhalten. Mittels dieser ständigen Entscheidungen konstruiert der junge Mensch seine Identität, was wiederum Voraussetzung ist, um sich auf dem Markt der Möglichkeiten beruflich und auch privat profilieren und „verkaufen“ zu können.

Die Hochschulpastoral muß daher auf einem vielfältigen Markt mit vielen anderen „Anbietern“ um die Aufmerksamkeit und die Gunst der Studierenden konkurrieren. Sie muß mit modernen Methoden um ihre „Klientel“ werben und ihre Angebote professionalisieren, was zur traditionellen, vor allem auf dem Ehrenamt basierenden Pastoral nicht gut zu passen scheint. Erschwerend kommt das grundsätzlich schlechte Image der Kirche hinzu: Was sich katholisch nennt, hat in diesem Supermarkt schlechte Karten. So erklären in Umfragen 67 Prozent der Studierenden deutscher

Universitäten, daß sie an der Arbeit der Hochschulgemeinden keinerlei Interesse haben; 6 Prozent nehmen regelmäßig an ihrem Leben teil. Noch vor wenigen Jahrzehnten, in der unmittelbar nachkonziliaren Zeit, konnte man davon ausgehen, daß die relativ große Zahl katholisch sozialisierter Studierender sich wie von selbst zu Hochschulgemeinden zusammensind und dort „seelsorgerlich betreuen“ läßt.

Unter diesen Stichworten wird seit einiger Zeit heftig eine konzeptionelle Weiterentwicklung bzw. Änderung der Hochschulpastoral diskutiert. Dabei liefert der Trend der Fakten den Anlaß für Neuorientierungen in der Konzeption. Gemeinde kann man knapp als ein kirchliches soziales Gefüge charakterisieren, in dem die Mitglieder einen großen Teil ihrer persönlichen Beziehungen und Freundschaften suchen. Sie ist Ort, an dem Freizeit und „Berufliches“, Spiritualität und „Weltliches“, Persönliches und Öffentliches zusammengeführt werden und so die Gemeindeglieder nach christlichen Idealen und Werten Leben leben und teilen. In eine Hochschulgemeinde geht man als Studierender nicht nur, weil man dort als einzelner einen persönlich gestalteten Gottesdienst erleben, einen interessanten Vortrag hören oder in einem Tanzkurs Nützliches lernen kann, sondern vor allem deshalb, weil man dort seine Freunde trifft und auf diese Weise in Beziehungen geistliche Gemeinschaft, intellektuelle Auseinandersetzung, kreative Freizeitgestaltung und christliche Lebensorientierung sucht.

Als Ort für diese Suche eignet sich die Hochschulgemeinde deswegen, weil man dort Gleichgesinnte zu treffen hofft.

Hochschulgemeinde lebt nach diesem Modell zunächst von Gruppen, in denen Studierende miteinander kreativ etwas unternehmen und für die sie selbst – ehrenamtlich und unprofessionell – die Verantwortung und Leitung übernehmen. In Gottesdiensten und Großveranstaltungen kann dann die ganze Gemeinde als größere Gemeinschaft erfahren werden. In einer anonymen und vielfach kalten Universitätswelt bietet sie „Nestwärme“.

Diese Form gemeindlichen Lebens ist nun allerdings an den Hochschulen im Rückzug begriffen. Die Gründe hierfür sind komplexer Natur. Eine Rolle spielt sicherlich die vielfach beklagte Bindungsscheu einer ganzen Generation: Man erwartet in Kontakten und Beziehungen zu schnell die Befriedigung vieler Bedürfnisse; wo diese nicht geleistet wird, wendet man sich enttäuscht ab. Oder man bindet sich überhaupt nicht, flattert durch den Supermarkt wie ein Schmetterling und pickt sich von Blüte zu Blüte heraus, was gefällt und nützt. Konkrete Bindung an Personen oder Institutionen würde Festlegung bzw. Verpflichtung erfordern; sie würde als Einengung erlebt, welche Freiheit raubt und Ängste weckt.

Aus dem Programm der Hochschulpastoral wählt man sich daher *ein* Angebot heraus, wobei in erster Linie die Sache interessiert, nicht so sehr die anderen teilnehmenden Personen. Beziehungen erlebt man vor allem nach dem Modell des *Netzwerks*, wobei man sich entsprechend seinen fachspezifischen bzw. freizeitorientierten Neigungen mehrere Netzwerke aufbaut und in ihnen parallel präsent ist. Damit lebt man Beziehungen „sektoriell“ und interessegeleitet.

## Von der Hochschulgemeinde zum Hochschulzentrum

Viele Hochschulgemeinden wandeln sich daher derzeit zu Hochschulzentren: Dieses Modell läßt sich als eine Art kirchliches Servicecenter für Hochschulangehörige beschreiben, welches verschiedene *Angebote* macht: Beratungs-, Gottesdienst-, Bildungs-, Freizeitangebote, aus denen der „Kunde“ je nach Interesse selektiert und „konsumiert“. Man sucht vor allem, Bedürfnisse zu befriedigen, und nicht so sehr, Beziehungen zu entwickeln. Sehr direkt wird die Nützlichkeit einer Veranstaltung bewertet: Wenn sie „nichts bringt“, bleibt man weg. Damit nun die Angebote des Zentrums auf einem gut gesättigten Markt konkurrenzfähig sind, müssen sie qualitativ hochstehend sein, also mehr und mehr *professionell*.

Ehrenamtliches Engagement wird es in diesem Zentrum immer weniger geben, weil zum einen die Professionalität bei Studierenden erst in geringem Maß vorhanden ist und weil zum anderen die Motivation für einen unbezahlten Einsatz für andere fehlt: Es gibt ja keinen Freundeskreis, in dem sich Studierende einfach um der Freundschaft willen engagieren. Gut angenommen werden in Hochschulzentren etwa Tanzkurse, ein offener Cafeteria- bzw. Mensa-Betrieb, Urlaubsfahrten, Wochenenden mit psychologischem Training, Beratungsangebote, in erstaunlichem Maße auch Gottesdienste

zu „wichtigen“ Zeitpunkten wie Semesterbeginn und intensive geistliche Angebote wie Exerzitienkurse oder Pilgerfahrten.

Im deutschsprachigen Raum arbeitet Hochschulpastoral derzeit zumeist nach einer *Mischform von Gemeinde- und Zentrumsmodell*, die allerdings von Ort zu Ort nochmals sehr unterschiedlich ausgeprägt ist. Die Verantwortlichen sind nun leicht versucht, aus guten theologischen Gründen, vielleicht auch in verklärend-nostalgischer Rückschau krampfhaft, am Gemeindemodell festzuhalten. Wer jedoch realistisch die sozialen und kulturellen Gegebenheiten und die fast vollständige Entchristlichung der 70er-Geburtsjahrgänge wahrnimmt, muß diesen Trend zum Zentrumsmodell bzw. die aktuelle Mischform offen akzeptieren. Beide Modelle haben ihre spezifischen Chancen und Aufgaben. Die Mischform ist insofern „missionarisch“, als durch die Zentrumsarbeit neue, auch kirchenferne „Kunden“ angezogen werden, die dann – so die Hoffnung – die Gemeinde entdecken und sich an sie binden.

Da professionelle Angebote enorme Personalkosten verursachen, sind Servicezentren teuer. Nur im deutschsprachigen Raum kann die Kirche dafür überhaupt die Mittel aufbringen. Ein Blick etwa nach Frankreich lehrt, daß eine ärmere Kirche in einem noch stärker entchristlichten Land in der Hochschulpastoral nur ganz kleine Brötchen backen und ausschließlich nach dem Gemeindemodell arbeiten kann. Wegen der zunehmenden Finanzkrise der deutschen Kirche muß derzeit auch hierzulande der Stamm hauptamtlicher Mitarbeiter schrittweise zurückgebaut werden, wobei bundesweit heftig über die kirchenpolitische Grundsatzfrage gestritten wird, inwieweit gerade bei der als liberal bekannten und daher kirchenamtlich mancherorts wenig geliebten Hochschulpastoral gekürzt werden soll.

Zu unterstützen ist wohl die Forderung, das durch Hauptamtliche geleistete Angebot der Hochschulzentren solle sich deutlicher auf den *theologisch-spirituellen Bereich* konzentrieren, denn nur hier ist die Kirche wirklich professionell und konkurrenzfähig, außerdem erfüllt sie hier ihren ureigenen Auftrag. Die Säkularisierungs-Hypothese wird von der Postmoderne gewissermaßen überholt: Studierende suchen bisweilen verzweifelt nach Sinnerfahrung und nach echter Religion, allerdings kaum bei den Kirchen, sondern auf dem so reichhaltigen freien Markt. Wenn die Kirche hier als „Anbieterin“ attraktiver, lebensnäher, hilfreicher, authentischer wird, hat sie auch in heutiger Kultur durchaus Chancen. Manche Studierende – vor allem im Osten Deutschlands – sind so sehr bar jeglicher religiöser oder kirchlicher Lebenskultur, daß sie nicht einmal mehr Vorurteile gegen die Institution Kirche hegen und sich deshalb wieder leichter „werben“ lassen.

Die Studienzeit ist in den meisten Fällen eine Lebensphase außerordentlichen Wachstums: Studierende lösen sich von Elternhaus und Jugendclique ab, müssen sich alleine in einer zunächst fremden Stadt zurechtfinden, haben selbständig ihre Zeit und „Kultur“ zu organisieren, müssen zielstrebig und eigenständig arbeiten lernen, müssen zu Zeitfragen

Position beziehen, wollen Freunde und vielleicht einen Partner bzw. eine Partnerin finden, müssen vielfach für ihr materielles Auskommen selbst sorgen, bereiten den Überstieg ins Berufsleben vor...

Studienzeit ist damit Reife- und Entscheidungszeit. Für christlich orientierte bzw. suchende Studierende ist persönliche Reifung eng mit geistlich-religiösem Wachstum verbunden, welches sich, analog zu psychischen Vorgängen, ebenfalls prozeßhaft gestaltet: Einzelne und gemeinschaftlich konfrontiert man sich mit biblisch-christlichen Wertvorstellungen, verinnerlicht diese, sucht einem persönlichen Gott zu begegnen und so zu einem verantworteten christlichen Lebensentwurf zu finden.

## In erster Linie Begleitungspastoral

Um in der Studienphase sinnvoll Reifungsprozesse begleiten und stützen zu können, fördert Hochschulpastoral *Beziehungen*, zwischen einzelnen, in Gruppen, im größeren sozialen Gefüge der Gemeinde. Sie bietet Raum für Kommunikation, Gemeinschaft, Bindung und Engagement, damit Studierende ihr Leben teilen und sich auseinandersetzen können. Solche Beobachtungen führen nun doch zu einem Plädoyer für Gemeindearbeit! Daß die theologisch-pastorale Zielsetzung hier im Widerspruch zum oben beschriebenen faktischen Trend steht, muß als Grundspannung „postmoderner“ Hochschulpastoral ausgehalten werden.

Hochschulpastoral ist in erster Linie Begleitungsarbeit: Seelsorgerinnen und Seelsorger begleiten einzelne, Gruppen und die Gemeinde als ganze in psychisch-sozialen und spirituellen Entwicklungsprozessen. Entscheidend für ganzmenschliches Wachstum ist mehr die persönliche Erfahrung als die intellektuelle Bildung, mehr das Herz als der „Kopf“. Für die intellektuelle Auseinandersetzung ist ja zunächst die Universität zuständig; wenn sie diesem Namen gerecht werden will, auch interdisziplinär und über Grundlagen arbeitend. Hochschulpastoral kann und will hier weder in Konkurrenz zur Universität treten noch deren notorische Defizite ausgleichen. Sie arbeitet mehr subsidiär und personorientiert. Was sie an intellektueller Auseinandersetzung bietet, kann sich daher auf „christliche“ Themen konzentrieren, vor allem auf Fragen einer christlicher Lebensgestaltung, individuell und sozial.

Auch hierin ist es fruchtbarer, Studierende in einer längeren intellektuellen Auseinandersetzung zu begleiten, als in punktuellen „Bildungsveranstaltungen“ Wissen zu vermitteln. Im engeren Sinn theologische Bildungsarbeit hat in der Hochschulpastoral wenig Chancen, denn die derzeitige Theologie erscheint in ihrer Sprache und in den von ihr für relevant gehaltenen Themen den Studierenden als zu lebensfremd, vor allem zu fern ihren persönlichen religiösen Fragestellungen. Spirituelle Angebote wie Exerzitien- und Meditationskurse, gut gestaltete Liturgien oder Bibliodrama-Wochenenden sind meist effektiver, denn sie führen – prozeßorientiert – zu religiöser Erfahrung, Auseinandersetzung und Lebensgestaltung.

Bekanntlich genügt der jüngeren Generation als Begründung für Autorität und Vollmacht keineswegs mehr der Rekurs auf Amt, Tradition, Struktur. Nur personale Autorität überzeugt, die durch Authentizität, persönliche Glaubwürdigkeit und Kompetenz begründet wird. Für eine Generation, die im Nach-Achtundsechziger-Klima ihre Erziehung bekam, hat wohl erstmals die Aufklärung ihre volle Wirkung auf das Bewußtsein entfaltet. Studierende wollen Phänomene, Symbole, Thesen und Weisungen, mit denen sie konfrontiert werden, im Rahmen ihrer Denkwelt verstehen, um sie zu akzeptieren. Und sie verlangen mit äußerster Empfindsamkeit, daß die agierende und redende Person – vor allem die amtliche – durch ihr Verhalten deckt, was sie in Worten sagt; für sie ist dies ein Anspruch, der vom Evangelium selbst erhoben wird.

Jegliches Gemeindeleben steht und fällt damit, wie die Gemeinde mit Schwachen, Armen, Gescheiterten, Einsamen umgeht – welche ja in unserer so komplizierten und leistungsorientierten Welt zahlreicher werden und sich in beträchtlichem Maß in kirchlich-sozialen Einrichtungen wie einer Hochschulgemeinde sammeln. Jede Form von Verachtung oder Ausgrenzung dieser Schwachen würde den christlichen Charakter der Institution elementar bedrohen, auch wenn ihre Integration in das Gemeindeleben stets eine Herausforderung bedeutet.

Hochschulpastoral unterscheidet heute allerdings deutlicher zwischen sogenannten niedrigschwelligen Angeboten, die für alle offen sind, und höherschwelligen Veranstaltungen, in welchen sich die „Stärkeren“ treffen, um sich intensiver mit den für sie relevanten Themen auseinanderzusetzen. Zentrale Begegnungsmöglichkeiten der ganzen Gemeinde wie Feste und vor allem die Eucharistie bleiben „niedrigschwellig“: Indem gerade im theologischen Zentrum des Gemeindelebens alle zusammengeführt werden und so auch „Starke“ den „Schwachen“ begegnen, integriert sich die Gemeinde zu einem Leib und wird zu christlicher Gemeinde. Soziale Gerechtigkeit muß durch die Kirche öffentlich eingeklagt und im selben Maß von ihr vorgelebt werden. Hochschulpastoral mißt sich an diesem Anspruch und wird ständig von außen daran gemessen.

Die „Authentizität“ des Gemeindelebens hängt weiterhin wesentlich an der *Partizipation möglichst vieler* an Entscheidungsprozessen: Junge Erwachsene möchten als denkende, fühlende, handelnde Subjekte ernstgenommen werden und als solche bei Fragen, die sie angehen, mitreden können. Jeglicher Anflug von autoritärem oder auch nur „betreuendem“ Gehabe der Amtsträger würde als massiver Eingriff in die Persönlichkeitsrechte der Gemeindemitglieder empfunden werden. Werden Studierende bevormundet, diskutieren sie nicht lange, sondern bleiben einfach weg, und das Gemeindeleben bricht zusammen.

Nun bringen allerdings demokratische Entscheidungsprozesse die Schwierigkeit mit sich, daß sie von allen Beteiligten sehr viel Zeit und Energie benötigen. Insoweit Hauptamtliche daran beteiligt sind, sind solche Vorgänge teuer, denn Arbeitszeit kostet in Deutschland sehr viel Geld. Und

weil in Hochschulgemeinden die Personen stark fluktuieren, müssen sich immer wieder neue Leute in die Strukturen und Probleme einarbeiten, was die Kommunikation in den Gremien mühseliger und zeitraubender macht. Solche Schwierigkeiten dürfen aber in keiner Weise davon dispensieren, die Demokratisierung zu wagen und voranzutreiben.

Ein Problem bleibt: Innerhalb des „Subsystems“ Hochschulgemeinde wird hier eine demokratische Praxis eingeübt, die für das „Gesamtsystem“ Kirche nicht in gleicher Weise gilt. Bisweilen werden Hochschulgemeinden durch autoritäre Entscheidungen „von oben“ in einer Weise getroffen, die Ärger und Widerstand auslöst. Außerdem entsteht der – insgesamt wohl nicht richtige – Eindruck, daß die Kirche sich Hochschulgemeinden gewissermaßen wie Spielwiesen hält, als Alibi-Ort für „progressive“ Christen. Trotz positiver Erfahrungen in der Hochschulgemeinde wird unter diesem Eindruck die Gesamtkirche von manchen Studierenden heftig abgelehnt. Und nach dem Studium gelingt für viele der Übergang in eine „normale“ kirchliche Gemeinde kaum.

Für Glaubwürdigkeit zählt in der jungen Generation weiterhin, nach welchen Kriterien Aufgaben und Ämter und damit bezahlte Arbeit und Macht vergeben werden. In der modern-postmodernen Lebenskultur werden als einzige Vergabekriterien persönliche Glaubwürdigkeit und Kompetenz akzeptiert. In der Kirche haben nun aus guten theologischen Gründen ausschließlich Priester Zugang zur sakramentalen Vollmacht und – meistens – zum Leitungsamt und damit zur Macht. Außerdem ist im Gegensatz zu Laienangestellten ihre Anstellung und damit ihre materielle Gesicherheit praktisch absolut. Wenn nun Gemeindemitglieder feststellen, daß die Zulassung zum Priesteramt im Wesentlichen nach Kriterien erfolgt, die mit dem Amt selbst direkt theologisch nichts zu tun haben, so reagieren die „Ausgeschlossenen“ auf diese Tatsache zutiefst verärgert und verletzt.

### Hochschulgemeinden agieren im postökumenischen Zeitalter

Sobald sich nun haupt- oder ehrenamtlich tätige Laien in den „eigentlichen“ Zulassungskriterien – theologische, menschliche und spirituelle Kompetenz – als fähiger erweisen als der Priester, machen diese legitimerweise dem Priester sein Amt und seine Macht streitig. Weil dies aufgrund der Strukturen mißlingt, wandern viele Laien enttäuscht aus. In einem solchen kirchlichen Klima kann sich ein generelles Mißtrauen gegen die Priester verbreiten. Außerdem kehren vor allem *jüngere Frauen* der Kirche und der Eucharistie den Rücken. Gerade die Eucharistie mit ihrem hohen theologischen Symbolwert gilt bei manchen in direkter Verkehrung ihrer Intention als deutlichstes Symbol der repressiven und trennenden Priesterherrschaft, vor der man dann ganz einfach ausweicht, etwa in neue Rituale wie Frauenliturgien, in denen – so die Wahrnehmung der Betroffenen – die patriarchalen Machtstrukturen wegfallen.

Im nachkonziliaren Katholizismus sollten die Hochschulgemeinden Vorreiterinnen für die Ökumene sein: Diese ist heute in keiner Weise mehr Thema. In postmoderner Beliebigkeit wählt sich der Studierende völlig frei die Gemeinde, die ihm zusagt, ganz unabhängig davon, welche konfessionelle Bindung er selbst mitbringt und welche die Gemeinde hat. Wollte man die Tatsache problematisieren, daß in katholischen Gemeinden auch protestantische Gemeindemitglieder das eucharistische Mahl empfangen und umgekehrt, würde man sich der Lächerlichkeit preisgeben. Die im Hochschulmilieu einzig relevante und wahrnehmbare Unterscheidung bzw. Trennung läuft – ganz biblisch – zwischen Christen und Nichtchristen, zwischen Kirche und Welt.

Daß die Kirchen immer noch institutionell getrennt sind, wird nicht einmal mehr wahrgenommen, auch nicht als Anachronismus; eine mögliche Vereinigung wird daher weder angestrebt noch gefordert. Die einzige innerkirchliche Trennung besteht – quer durch die Konfessionen und praktisch schismatisch! – zwischen konservativ-fundamentalistischen und „offenen“ Gruppierungen. Eine Zusammenarbeit zwischen evangelischer und katholischer Hochschulgemeinde – beide gehören in Deutschland zur „offenen Fraktion“ – erscheint gewissermaßen überholt, da ihre Unterschiede nicht mehr als theologische, sondern höchstens als kulturelle wahrgenommen werden.

Bisweilen arbeiten die Konfessionen einfachhin als „die Kirche“ zusammen, was einerseits unproblematisch wirkt, andererseits keineswegs notwendig, eher zufällig, beliebig. War Ökumene eine innerkirchliche Widerspiegelung der kirchlichen Auseinandersetzung mit der Moderne – in ihr spielen rationale, also theologische Diskurse und institutionelle Identitäten eine wesentliche Rolle –, so wird sie in post-moderner Zeit selbst obsolet. Wer aus Hochschulgemeinden ökumenische Impulse erwartet, kommt gleichsam zu spät: Hochschulpastoral, so kann man überspitzt formulieren, agiert im post-ökumenischen Zeitalter.

Weil Studierende immer weniger aus eigenem Antrieb in die Häuser der Hochschulpastoral kommen und dort aktiv werden, versucht die Hochschulpastoral in den letzten Jahren verstärkt, an den Universitäten selbst präsent zu sein. Ob und inwieweit eine direkte Zusammenarbeit mit der Universität möglich ist, hängt oftmals von der Offenheit und Kooperationsbereitschaft der Professorenschaft ab. An kleineren Hochschulen bzw. Fachhochschulen und in kleineren Städten gelingt sie oft leichter, da ein persönlicher Kontakt zwischen den Verantwortlichen von Hochschulpastoral und universitärer Einrichtung leichter herzustellen ist und da der „Markt“ möglicher Kooperationspartner der Hochschule nicht so übersättigt ist wie in Großstädten. In Vortragsreihen zu ethischen, weltanschaulichen oder religiösen Themen versucht man, interdisziplinär die Grundfragen christlicher Lebensdeutung und -gestaltung zu diskutieren. Doch auch hier erweist es sich oft als mühsam, das Interesse Studierender für Fragen zu wecken, die nicht unmittelbar prüfungsrelevant oder beruflich verwertbar erscheinen.

Die Hochschulpastoral dürfte in naher Zukunft wieder „missionarischer“ werden – wegen der historischen Belastetheit des Wortes muß man es zunächst in Anführungszeichen setzen. Sehr viele Studierende machen die Erfahrung, von fundamentalistischen Gruppen umworben bzw. missioniert zu werden. Diese Versuche lehnen sie ab, denn als aufgeklärt-freiheitlicher, erwachsener Mensch will man ein Angebot kritisch und rational prüfen und sich dann schrittweise entscheiden, ob und inwieweit man es übernimmt. Radikale Gruppen, die eine sofortige bedingungslose Entscheidung und Bindung einfordern, sind meist bei psychisch oder weltanschaulich labilen Studierenden erfolgreich; denn Ichschwäche neigt in „neuer Unübersichtlichkeit“ dazu, aus der Freiheit in radikale Abhängigkeit zu fliehen.

Im guten Sinn missionarisch ist Hochschulpastoral dann, wenn sie aus der Überzeugung heraus agiert, auf dem Supermarkt der Möglichkeiten eine einmalige, unverzichtbare, zwar bisweilen unbequeme, jedoch letztlich „wahre“ und hilfreiche Botschaft anzubieten. Sie wird versuchen, die bis-

weilen abgrundtiefen Vorurteile gegen die Kirche durch Glaubwürdigkeit und Kompetenz zu widerlegen – als unbequeme Mahnerin wird sie deswegen immer die innere Reform der Kirche einklagen. Sie knüpft an vorhandene kulturelle und humane Erfahrungen und Werte an und bietet eine rational begründete spirituelle Lebensdeutung und -haltung, welche Freiheit nicht suspendiert, sondern weckt und kreativ einbindet. Werbung macht sie nach modernen Methoden, mutig und vorurteilsfrei, freundlich und ohne falsche Scham. Allerdings wird auch in einer mediengeprägten Welt die Werbung über *persönliche Kontakte* die effektivste sein: Aktive Gemeindemitglieder sprechen an der Universität ihre Mitstudierenden an und laden diese zum Gemeindeleben ein. Dies erfordert ein christliches „Outing“, das viele zunächst überfordert. Auch hier muß die Gemeinde ihre Mitglieder stärken und ermutigen, denn ohne dieses schwierige Element des Bekenntnisses gibt es kein christliches Leben und keine im guten Sinn christliche Mission.

Stefan Kiechle

## Schutz des Glaubens

### Das Motu Proprio „Ad tuendam fidem“ Johannes Pauls II.

*Wir dokumentieren den am 30. Juni veröffentlichten Apostolischen Brief „Motu Proprio“ Johannes Pauls II., der Ergänzungen im Lehrrecht des CIC und des CCEO dekretiert, in der von der Katholischen Nachrichtenagentur verbreiteten deutschen Übersetzung. Der Text von „Ad tuendam fidem“ ist im „Osservatore Romano“ (30.6./1.7.98) mit einer erläuternden Vorbemerkung versehen, die hier ebenfalls mit abgedruckt wird. Zur Bewertung des Schreibens vgl. ds. Heft S. 382.*

#### Einleitende Bemerkung

Die Kongregation für die Glaubenslehre veröffentlichte unter dem Datum des 9. Januar 1989 die neuen Formeln der *Professio fidei et Iusurandum fidelitatis in suscipiendo officio nomine Ecclesiae exercendo* (AAS, 81/1989, 104–106), die die vorhergehende Formel von 1967 ersetzen. Diese Formeln wurden vom Papst in einem eigenen Reskript (*Rescriptum ex Audientia SS.mi Quod attinet, Formulas professionis fidei et iuris iurandi fidelitatis contingens foras datur*, 19 septembris 1989, in: AAS, 81/1989, S. 1169) approbiert. Der neue Kodex des Kirchenrechts, der bereits am 25. Januar 1983 promulgiert worden war, enthielt in seinem in den *Acta Apostolicae Sedis* enthaltenen authentischen Text jedoch nicht die neue Formel der *Professio Fidei*, die über das nicäno-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis hinaus drei Kategorien von Wahrheit festlegt. Es wurde deutlich, daß im Kodex des Kirchenrechts (CIC) und nachfolgend im Kodex des Orientalischen Kirchenrechts (CCEO) die juridi-

sche, disziplinäre und strafrechtliche Bestimmung der zweiten Kategorie der Wahrheit fehlte.

Folglich hat – nachdem in angemessener Weise auf die Lücke in der universalen Gesetzgebung der Kirche hingewiesen wurde und angesichts der dringenden Notwendigkeit, Meinungen von Theologen, die gegen diese zweite Kategorie von Wahrheiten gerichtet sind, zuvorzukommen und sie zurückzuweisen – der Heilige Vater den Apostolischen Brief „Ad tuendam fidem“ promulgiert, durch den präzise Normen, die sich auf die zweite Kategorie von Wahrheiten beziehen, wie sie im 2. Absatz der abschließenden Formel der *Professio fidei* ausgedrückt werden, durch eine Ergänzung der *Canones* 750 und 1371, Nr. 1 des CIC und der *Cann.* 598 und 1436 des CCEO in die kirchliche Gesetzgebung eingeführt werden.

#### Der Apostolische Brief

Um den Glauben der katholischen Kirche gegen die Irrtümer zu verteidigen, die bei einigen Gläubigen, insbesondere